



Megapixelwahn

Nach der Entdeckung der Camera obscura im 13. Jahrhundert dauerte es mehr als ein halbes Jahrtausend bis zur ersten fixierten Aufnahme in Gestalt einer versilberten Kupferplatte. Ein wenig später wurde das Negativ-Positiv-Verfahren entwickelt, welches am Ende namensgebend für den Begriff der Fotografie selbst war. Bei der Analogfotografie wird nämlich im wahrsten Sinne des Wortes mit Licht gemalt, indem ein Motiv auf ein lichtempfindliches Medium projiziert wird. In dieser Zeit haben sich zwar diverse Betrachtungsweisen und Stile entwickelt, das Wissen um optische Zusammenhänge ist aber immer das gleiche geblieben, denn natürlich unterliegt die Fotografie den Naturgesetzen unserer Welt. Daran ändert auch die Digitalfotografie nichts. Auch sie gehorcht der Physik, indem das Lichtbild in Form elektronischer Daten gespeichert wird. Betrachtet man allerdings die Veröffentlichungen der Hersteller digitaler Fotoapparate, dann möchte man glauben, dass mit der Erfindung des Sensors ein neues Zeitalter Naturwissenschaft begonnen hätte. Im Takt von sechs Monaten wird die Pixelzahl der Sensoren erhöht und die Brennweiten der Teleobjektive machen selbst dem Hubble-Teleskop Konkurrenz. Eine moderne Kamera für den ambitionierten Urlaubsfotografen hat inzwischen mindestens 16 Megapixel und knappe 1000 Millimeter Brennweite. Dazu gesellen sich Bildstabilisatoren und eine intelligente Bildbearbeitung in der Kamera, die Krähenfüße beseitigt und die natürliche Rundungen in einen Waschbrettbauch verwandelt. Im Wilden Westen hätte man derartige Anpreisungen vermutlich als Quacksalberei entlarvt. Auf den Verkauf von Wundermitteln stand nicht weniger als Teeuren und Federn. Der technikaffne Knipser des 21. Jahrhunderts hingegen glaubt nur zu gern an die unbegrenzten Möglichkeiten der Technik, auch wenn ihn der kleine Mann im Ohr immer wieder an die optischen Gesetzmäßigkeiten erinnert. Spätestens beim Betrachten der Bilder kommt allerdings Katerstimmung auf, denn die Trauminsel entpuppt sich entweder als pointillistischer Pixelbrei oder wirkt wie ein weichgespülter Aquarellschleier. Wenn Kameras über enorme Brennweiten verfügen und klein sowie preiswert sein sollen, lässt sich dies nur über entsprechend winzige Sensoren realisieren. Erhöht sich jetzt noch die Anzahl der Pixel auf gleicher Fläche, führt dies unweigerlich zu einem schlechten Bildergebnis. Beim Quetschen der Sensoren bleibt für diese weniger Licht übrig. Folglich muss die Empfindlichkeit gesteigert werden, was zu extremem Rauschen führt. Sollen mehr Pixel wirklich zu einer höheren Auflösung führen, muss die Optik an Qualität zulegen und entsprechend größer werden. Das widerspricht aber entschieden der Anforderung an Größe und Verkaufspreis. Offensichtlich lässt sich die Physik doch nicht überlisten. Die Bilder kleiner Kameras mit noch kleineren Sensoren sind das Resultat einer ausgefeiltesten Bildbearbeitung. Auch wenn diese Ingenieursleistung durch-aus Respekt verdient, bleibt sie ein Taschenspielertrick. In der Fachwelt ist man sich nämlich einig, dass sechs Megapixel einem analogen Kleinbild entsprechen. Der Rest ist Marketing. Ich muss dabei hemdsärmelig an den Spruch „Hubraum statt Spoiler“ denken.

Oliver Block